

mikro- und makrosozialen Raum nicht zu übersehen sind, Konflikte und alles, was unangenehme Gefühle weckt, abzuwehren und abzudrängen und „Schuld“ zu psychologisieren.

Wenn die genannten Aspekte im kleinen und großen der Kirche zur Wirksamkeit gelangen, dann ändert sich auch deren Innenraum für eine schöpferische und gestaltungs-offene Atmosphäre sowie für ein entkrampfendes Klima, das Vertrauen und auch Humor ermöglicht.

Wie soll man sich friedienstärkend und konfliktmeisternd einbringen, wenn man diesbezüglich sich selbst im Wege steht? Friedensarbeit und Konfliktbewältigung sind Dimensionen und Erfahrungen, die den ganzen Menschen angehen: sie sind nicht auf verschiedene Bereiche des Lebens teilbar. Die Art und Weise, wie man persönlich ein Verhältnis zu sich selber sucht, ist mitausschlaggebend dafür, wie man ein Verhältnis zur Umwelt und zu ihren Konflikten und Lösungsversuchen findet.

Erst auf dieser Basis wächst Kommunikationsbereitschaft und Konfliktfähigkeit auch in der Kirche. Die Überwindung von Entfremdung und Friedensarbeit fängt schon dort an, wo man sich einübt, für andere und für sich erreichbar zu sein, verwundbar sozusagen und nicht erpreßbar zu werden von allen Versuchungen zur abkapselnden Härte und blinden Selbstgerechtigkeit, zur intoleranten und militanten Verabsolutierung eigener Standpunkte.

Konflikte bleiben auch der Kirche nie erspart. Die Frage ist dabei nur, ob in der Art und Weise, wie wir in Konflikten mit uns und miteinander umgehen, ein wenig von dem durchzuscheinen vermag, was uns als gemeinsame Hoffnung verbindet.

Artikel

Carlo Storch Konflikt als Motor der Gesellschaft?

In den folgenden Überlegungen hinterfragt der Autor das Schlagwort vom „Konflikt als Motor der Gesellschaft“. Er greift zurück auf das besonders von Augustinus geprägte christliche Ordnungsdenken, das dann am Ende des Mittelalters durch den „Geist der Moderne“ mit seiner Überbewertung von Zwietracht und Kampf um Macht und Besitz abgelöst wurde. Beide Sozialontologien, die das Ordnungsdenken weiterführende „Gemeinschaftsideologie“ und das besonders im Marxismus

ausgeprägte antagonistische Gesellschaftsverständnis erweisen sich als zu einseitig und ungenügend; aber auch die Pluralismustheorie ist zu sehr an Bedürfnisbefriedigung und Herrschaft orientiert. Es braucht die Entfaltung ganz anderer Kräfte — ästhetischer, sozialer, personaler, kreativer usw. —, um die Probleme der heutigen Gesellschaft zu bewältigen. red

Hochkonjunktur
für den Begriff
„Konflikt“ ...

Auch Begriffe und nicht nur die Ökonomie zeigen Schwankungen der Konjunktur. Überflüssig zu sagen, das Wort Konflikt gehöre zum gängigen politischen und alltagssprachlichen Vokabular und nehme in den Sozialwissenschaften eine zentrale Stellung ein. Von heute aus gesehen dürfte es daher nicht wenig erstaunen, daß Konflikt als Grundbegriff der Soziologie in den 60er Jahren erst wiederentdeckt werden mußte — so jedenfalls urteilte seinerzeit Ralf Dahrendorf. Es gab dann nicht nur eine Konfliktsoziologie, die gesellschaftliches Handeln schlechthin als ein Konflikthandeln begriff; es entstand auch eine Konfliktpädagogik, die diese Sichtweise aufnehmend Interessenwahrnehmung und Konfliktfähigkeit zu ihren erklärten Erziehungszielen machte.

... im Abbau begriffen

Inzwischen ist es um diesen Ansatz recht still geworden, und in der Schule wie in der allgemeinen Diskussion um die Orientierung des öffentlichen und des privaten Handelns dominieren andere Schlagworte. Wenn man das Aufflammen der Debatte um die Grundwerte der Verfassung, die neuerliche Betonung des sog. gesellschaftlichen Mindestkonsenses, die neuen pädagogischen Leitworte wie Kommunikation, Verständigung, Diskurs usw. ansieht, könnte einem der Gedanke kommen, es gäbe so etwas wie eine antizyklische Ideenpolitik. In einer Zeit, in der Konflikte derart an Brisanz gewinnen, daß sie regionale Begrenzungen und bloß partielle Betroffenheiten sprengen und total werden, zu Überlebensproblemen der Menschheit insgesamt geraten, in solchen Zeiten muß das vormalige Lob des Konflikts als Motor der Gesellschaft zynisch, jedenfalls naiv und realitätsblind erscheinen.

Konflikte —
„Salz der Erde“?

So klingt in unseren Ohren zumindest befremdlich, was Johan Galtung, nach wie vor einer der führenden Friedens- und Konfliktforscher, noch 1969 formuliert hat: „Wenn man Konflikte nicht beseitigen kann, warum sollte man dann nicht seine Konfliktauffassung ändern? Warum dann nicht versuchen, Konflikte als das Salz des Lebens zu betrachten, als den großen Energiespender ...? Warum sollte man Konflikt nicht als Lebens-

1. Die Bedeutung
kultureller Traditionen
für das Verständnis
von Konflikt und
Konfliktfreiheit

form bejahen, zumal wir alle wissen, daß wir uns gerade in den Zeiten unseres Lebens am lebendigsten fühlen, in denen wir einem Konflikt ausgesetzt sind, der uns wirklich herausfordert . . .“ Galtungs abschließendes Statement lautet: „Für Konflikte wie für die Sexualität gilt der Satz, daß bloßes Hinnehmen nicht genügt, man muß sie auch mögen, ja, lieben. Denn beide können sie als Salz des Lebens begriffen werden, das unser Dasein bereichert — wenn wir mutig und reif genug sind, der Herausforderung zu begegnen und sie zu genießen.“ Die Befremdlichkeit löst sich auch dann nicht einfach in Wohlgefallen auf, wenn man Galtungs Unterscheidung in Rechnung stellt, nämlich „zwischen der Existenz von Konflikten und destruktiven Konfliktattitüden und -verhalten“¹. Galtung verherrlicht mit dem Lob des Konflikts nicht etwa in sozialdarwinistischer Manier den Kampf als Mittel der Auslese und der Höherentwicklung. Kampf ist zwar faktisch nur zu oft, aber nicht notwendig der Modus des Handelns bei konfligierenden Interessen. Trotzdem: Inzwischen haben sich die Konflikt-erfahrungen zu einem regelrechten Krisenbewußtsein verdichtet — man denke an die Themen Umwelt, Ressourcen, Unterentwicklung, Frieden —, so daß die Formel „Kampf nein, Konflikte ja“ als blauäugig erscheint. Die beiden Teile der Gegensatzpaare Konflikt und Konfliktfreiheit, konfliktträchtiger Wandel und Statik, Kampf der Interessen und Ordnung finden eine unterschiedliche Bewertung und Vorbetonung u.a. je nach den historischen Umständen und Erfahrungen. Für die Antwort auf die Frage, ob Konflikte als Motor der Gesellschaft gutzuheißen oder ob sie als destruktiv zu betrachten sind und dementsprechend alles daran gesetzt werden muß, den Ausbruch von Konflikten zu verhindern, für diese Antwort sind darüber hinaus kulturelle Traditionen von Ausschlag. Allem nach haben die christlichen Großkirchen — gleichermaßen als Amtskirchen wie als Weltanschauungen und Lebensstile — ein reichlich gebrochenes Verhältnis zu allem, was Konflikt heißt. Es ist hier nicht der Ort, auf die konfessionellen Ausprägungen einzugehen und auf deren Hintergründe. Diese ließen sich etwa greifen in der reformatorischen Lehre von den zwei Regimenten Gottes und ihrem Innerlichkeitseffekt und in dem katholischen Ordnungsdenken und Gehorsamsmotiv. Gleichwohl ist ein Durchgang durch die abendländische Geschichte unserer Fragestellung erhellend.

¹ J. Galtung, Strukturelle Gewalt, Hamburg 1975, 129 und 136.

Das Ordnungsdenken
Augustins

Identität von
Ordnung, Friede und
Ruhe

Weithin bestimmend wurde auch in diesem Punkt Augustinus, der nicht zu Unrecht den Titel Lehrer des Abendlandes trägt. Wesentlich über seine Person gelingt die Rettung des antiken Kosmos- und Ordnungsdenkens für das christliche Mittelalter. Die Abkehr vom Manichäismus hat mehr als eine bloß biographisch-persönliche Bewandnis. Es ist die für die weitere Entwicklung folgenreiche Abkehr von dem gnostischen Dualismus, für den die Welt nicht sinnvoll auf den Menschen bezogen ist und einer natürlichen guten Ordnung enträt. Der Preis für die Rettung der guten Schöpfung und die Rehabilitierung des Schöpfergottes ist die Verteufelung all dessen, was Störung bringt und die Ruhe verletzt.

Ordnung, Friede und Ruhe (*requies, tranquillitas*) werden zu untrennbaren und nahezu identischen Begriffen. In der kosmischen Ordnung hat jedes Teil seinen ihm zugewiesenen Platz einzunehmen und mit den anderen Teilen in Kongruenz und Harmonie zu sein. Der Friede als dieses natürliche Strebensziel ist dann kurz gesagt die Ruhe der Ordnung aller Dinge². Wie Friede für das Gute, Richtige, Ordentliche steht, so werden das Übel und der Krieg gewissermaßen austauschbare Begriffe. Dabei versteht Augustinus Krieg im weitesten Sinn des Wortes, nämlich als jegliche Gegnerschaft und jeglichen Widerstreit der Dinge unter sich³. Ganz in diesem Sinn kann das Elend der Verdammten dann begriffen werden als verewigter Krieg, ewiger *conflictus*. Seelenfrieden oder Seelenruhe — ohne Störung durch Begehren und Bedürfnisse — ist der personale Ausdruck des In-Ordnung-Seins; unter den Menschen ist das Ziel die *ordinata concordia*, das ordnungsbezogene Ein-Herz-und-eine-Seele-Sein; der Friede im Staat schließlich ist die Eintracht der Bürger in der Ordnung des Befehlens und Gehorchens.

Auch wo die gegebene Ordnung, wie im Fall der Sklaverei, erkennbar der ursprünglichen Ordnung zuwiderläuft, ist sie einzuhalten. Die Sklaverei muß als Strafordnung verstanden werden, als Strafe für begangene Sünde, die ihrerseits ja als Ordnungs- und Ruhestörung definiert ist. Letztlich erscheinen im Horizont dieses Denkens die unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Ordnungen als gleich-gültig, soweit sie nur den Schutz der Frömmigkeit und der Religion, sowie jenen Frieden gewährleisten. Ordnung als Gegensatz zu *adversitas* und *conflictus* gewinnt einen Eigenwert; nicht eine bestimm-

² *Pax omnium rerum tranquillitas ordinis*, Gottesstaat XIX, 13; vgl. zum folgenden auch XIX, 15 und 17; V, 17.

³ *Rerum inter se adversitatem atque conflictum*, XIX, 28.

Zur Bewertung des
Konflikts im Neuen
Testament

te Ordnung, sondern Ordnung als solche besitzt Friedensfunktion.

Nun ist das augustinische Denken sicher auch das Ergebnis der Entwicklung des Christentums zur Weltkirche und seiner Liaison mit dem römischen Reich. Doch auch ein Blick in die neutestamentlichen Schriften bietet keinen eindeutigen Rückhalt für eine grundsätzlich positive Bewertung des Konflikts. Die neuerlichen Versuche, in Jesus den politischen oder Sozialrevolutionär oder den gewaltlosen Widerständler zu sehen, sind nicht sonderlich überzeugend geraten. Dagegen stehen in massiver Weise Worte wie „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“ (Mk 12,17) oder „Widersteht nicht dem Bösen, sondern wenn dich einer auf die rechte Backe schlägt, dann halte ihm auch die linke hin“ (Mt 5,39). Und Paulus sagt von der Liebe, ohne die man nichts und alles Tun nutzlos ist: „sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie erduldet alles“ (1 Kor 13,7). Wieweit andererseits etwa der Dauerkonflikt Jesu mit den Pharisäern und Schriftgelehrten als Gegenargument gegen die angedeutete irenische Linie zu gelten hat oder ob es sich dabei um eine Stilisierung der frühen Gemeinden handelt, kann hier nicht verfolgt werden. Wie es auch mit dem „eigentlichen“ biblischen Befund zu unserem Thema bestellt sein mag, die Wirkungsgeschichte lenkt jedenfalls in augustinische Bahnen.

Solange davon ausgegangen werden kann, daß eine vorgegebene Ordnung existiert, daß die Welt ihre Perfektion schon in sich trägt und daher für die menschliche Gestaltung nicht schlechterdings zur Disposition steht, solange kann der Widerstreit, der Konflikt, nur als Unordnung und Störung aufgefaßt werden. Der Konflikt ist dann ein Mangel an vorausgesetzter und realisierbarer Perfektion, ein Verfehlen des natürlichen Zustandes und Zweckes.

Verlust des Vertrauens
in die Kosmos-
ordnung ...

Am Ende des Mittelalters, und das markiert womöglich überhaupt dieses Ende, geht das Vertrauen in die naturale und soziale Kosmosordnung verloren. Vorbereitet wird dies nicht zuletzt innerhalb der Theologie selbst, nämlich im Nominalismus und dessen Kernsatz von der absoluten Willkürfreiheit und Verborgenheit Gottes (deus absconditus). Die Welt ist dann nicht länger sinnvoll auf den Menschen hin bezogen. Skepsis oder gar der Gedanke, eine vernünftige Erkenntnis der Welt sei unmöglich, machen sich breit. Oder anders gesagt: Die Welt, d. h. äußere Natur, Mensch und Sozietät werden sozusagen hypothetisch, sie bekommen ansatzhaft den Cha-

rakter einer menschlichen Konstruktion und des Kontingenten, Nicht-Notwendigen. Der Begriff einer natürlich gegebenen Ordnung, einer erkennbaren Seins- und Zweckbestimmtheit des Seienden beginnt sich aufzulösen.

... durch den
„Geist der Moderne“

Hier liegen zweifellos kräftige Wurzeln für das, was wir den Geist der Moderne nennen können. Wenn die Welt in einem viel radikaleren Sinn zur Aufgabe des Menschen wird — radikaler als unter der Voraussetzung einer bloß einzuholenden, einzulösenden Schöpfungsordnung —, dann gerät auch der Konflikt in ein anderes Licht. Statt im Prinzip als Störung zu gelten, kann er nun als ein konstruktives Medium im Prozeß der Welt- und Ordnungskonstitution gesehen werden, die der Mensch auf eigene Rechnung zu leisten hat.

Naturzustand
als „Chaos“

Die Konsequenz des Ordnungs- und Einheitsverlustes schlägt sich dann etwa nieder in Hobbes' Lehre vom Naturzustand, der eben nicht als ursprüngliche Ordnung, sondern als völliges Chaos gedacht wird, als Kampf aller gegen alle. Nimmt Hobbes seine Zuflucht noch bei einer absolutistischen Lösung, indem er den Gesellschaftsvertrag in die Übereignung unumschränkter Herrschaftsrechte an den Souverän münden läßt, so wird in der bürgerlichen Wirtschaftsgesellschaft der Konflikt in Gestalt der Marktkonkurrenz zum Dauerzustand. Der Kampf der Interessen wird geradezu zur Basis und Voraussetzung von Gesellung, allgemeiner Wohlfahrt und Fortschritt. „Privat vices — public benefits“ lautet die Kurzformel. Markt- und nicht Wesensgesetze vermitteln zwischen der partikularen Interessenverfolgung, die die untere Ebene bestimmt, und der Ordnung und dem Gemeinwohl auf der oberen Ebene.

Zwietracht als Kraft,
die menschlichen
Talente zu entfalten

In einer anthropologischen Wendung liest sich die neue Sicht bei Kant so: „Ohne jene an sich zwar eben nicht liebenswürdigen Eigenschaften der Ungeselligkeit, woraus der Widerstand entspringt, den jeder bei seinen selbstsüchtigen Anmaßungen notwendig antreffen muß, würden in einem arkadischen Schäferleben bei vollkommener Eintracht, Genügsamkeit und Wechselliebe alle Talente auf ewig in ihren Keimen verborgen bleiben: Die Menschen, gutartig wie die Schafe, die sie weiden, würden ihrem Dasein kaum einen größeren Wert verschaffen, als dieses ihr Hausvieh hat, sie würden das Leere der Schöpfung in Ansehung ihres Zwecks, als vernünftige Natur, nicht ausfüllen. Dank sei also der Natur für die Unvertragsamkeit, für die mißgünstig wetteifernde Eitelkeit, für die nicht zu befriedigende Begierde zum

Haben oder auch zum Herrschen. Ohne sie würden alle vortrefflichen Naturanlagen in der Menschheit ewig unentwickelt schlummern. Der Mensch will Eintracht; aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist: sie will Zwietracht.“⁴

Kampf als
Entwicklungs-
Mechanismus

Mit Darwin setzt sich, um einen letzten Zeugen zu zitieren, die Anschauung durch, daß Entwicklung nichts mit der Verwirklichung von Wesens- und Zweckbestimmungen (Entelechie) und einer vorplanenden (göttlichen) Vernunft zu tun hat, sondern das Produkt letztlich des Zufalls ist. Anpassung und Auslese sind das Ergebnis ungerichteter Mutationen bzw. des Überlegenseins der einen biologischen Form über die andere im Kampf ums Überleben. Der Kampf wird zum zentralen Mechanismus der Entwicklung. In der Folge findet das Modell auch Eingang in die Sozialwissenschaften und muß schließlich, blickt man nur mal auf Deutschland, als politische Ideologie dienen für nationalsozialistischen Eroberungskrieg und Völkermord.

2. Unterschiedliche
Sozialontologien

Ersichtlich hängt die Antwort auf die Frage, ob Konflikt per se destruktiv und dysfunktional ist oder als Motor der Gesellschaft gelten darf, von der jeweils zugrunde gelegten Sozialontologie ab. Sie hängt näherhin davon ab — wenn die vereinfachende Schematisierung erlaubt ist, die wir historisch entwickelt haben —, ob von einer vorgegebenen Ordnung ausgegangen wird oder nicht.

Diese Frontstellung ist wiederum auszumachen in der inzwischen in mancherlei Hinsicht überholten Kontroverse in der Soziologie unter den Stichworten Gleichgewichtsmodell contra Konfliktmodell der Gesellschaft. Deutlich der Ordnungsontologie verpflichtet ist das gegenwärtig wieder kräftig aufblühende Denkmuster, das als Gemeinschaftsideologie bezeichnet werden kann. Es ist die regelmäßig im konservativen Dunstkreis beheimatete Beschwörung des gemeinschaftlichen Charakters der Gesellschaft, korporativer Ordnungsvorstellungen, gemeinsamer Wertgrundlagen u.ä. Als Metapher dient der Organismus, in dem die Teile zum Wohl des Ganzen stimmig gefügt sind; in ihren je besonderen Leistungen tragen sie zur Verwirklichung des einheitlichen Zieles bei. Konflikt erhält dabei den negativen Anstrich von Krankheit. Die Rede von den Wertgrundlagen und den gemeinschaftlichen Zielen vernebelt die Bestimmtheit durch Interessen und den Kampf derselben — meist zum Vorteil der ohnehin herrschenden Interessen. Zumal die katholische Soziallehre ist nicht frei von solchen Motiven und

„Gemeinschafts-
ideologie“ ...

⁴ Zitiert nach R. Dahrendorf, *Pfade auf Utopia*, 1974, 276 f.

... und antagonistisches
Gesellschaftsver-
ständnis —
untauglich für
Analyse und Handeln

Ungenügen auch der
Pluralismustheorie

Tendenzen. Den Gegenpol bilden die in der marxistischen Tradition stehenden Auffassungen von einer antagonistischen Grundstruktur der Gesellschaft.

Kosmos und Chaos bzw. Gemeinschaft und Antagonismus sind naheliegende, aber falsche Schematisierungen, besser gesagt: zu einfache Ontologien. Das Denken in diesen Dualen taugt weder für die Analyse, noch für das Handeln. In der Analyse führt es zu Blindstellen und ist zu wenig erklärungskräftig; im Handeln führt es zu defizitären Strategien, indem ganze Bedingungsfelder und Chancen nicht wahrgenommen werden.

Die „Wahrheit“ findet sich indes auch nicht einfach in der Mitte, sofern die Mitte durch die gängige, und man kann ruhig sagen, offizielle Pluralismustheorie bezeichnet sein soll. Hier herrscht die Vorstellung von einer spannungsreichen Einheit. Gesellschaften unseren Typs seien nicht (mehr) durch einen Klassendualismus geprägt, sondern durch eine Vielzahl konkurrierender Interessengruppen mit wechselnden Koalitionsbildungen und einander überschneidenden Fronten. Jeder Einzelne kämpft gleichsam mit seinen verschiedenen Rollen und Interessen an zahlreichen Fronten und zusammen mit wechselnden Bündnispartnern. Die sozialen Konflikte schlagen sich dabei nicht selten als Rollenkonflikte in der eigenen Brust nieder: Als Vorsitzender des Motorbootclubs ist einer für den Bau eines Sporthafens und als parteigebundener Stadtverordneter muß er dagegen sein. Der soziale Ausgleich geschieht auf dem Weg des Kompromisses oder, was häufiger ist, im Falle machtmäßiger Interessendurchsetzung dadurch, daß die Unterlegenen sich formieren, koalieren und so in der nächsten Runde dann das Sagen gewinnen usw. Der Vorwurf, die pluralismus- und demokratietheoretischen Realitätsannahmen verschleierte die wirklichen Machtverhältnisse, wird nicht nur seitens marxistischer Positionen laut. Ernstliche Konflikte, die den Bestand des Systems gefährden könnten, sind in der fraglichen Theorie so und so nicht vorgesehen, soll doch über die demokratischen Mechanismen sichergestellt sein, daß alle Bedürfnisse und Interessen wenn nicht immer sofort, so doch auf längere Sicht realisiert werden. Wer dies nicht gegeben sieht oder gar meint, bestimmte Bedürfnisse und Interessen würden systematisch vernachlässigt oder unterdrückt und bestimmte andere Interessen und Interessengruppen systematisch begünstigt, der behauptet demnach entweder böswillig Falsches oder ist krank. In Etiketten wie Chaot, linker Spinner sind beide Unterstellungen versammelt.

Der Blick in die Geschichte und auf gegenwärtige ideenpolitische Strömungen hat darüber belehrt, daß eine prinzipiell mehr positive oder mehr negative Bewertung von Konflikten von der jeweils zugrunde gelegten Sozialontologie und entsprechenden Ordnungsvorstellungen abhängig ist. Es dürfte auch deutlich geworden sein, daß die konträren Grundmodelle Ordnung versus Chaos, Statik versus Dynamik, Einheit versus Antagonismus, Wertkonsens versus Interessenkampf Vereinseitigungen darstellen und dagegen mit einer Gleichzeitigkeit und Dialektik der Momente zu rechnen ist. Die Aussage ist zugegebenermaßen hoch abstrakt und wenig aussagekräftig. Eine Spezifizierung wäre jedoch nur möglich unter Bezug auf konkrete Gesellschaftsformationen und erforderte ausführliche Analysen.

Konflikte gibt es und wird es auf absehbare Zeit geben, ob wir sie wollen oder nicht, gutheißen oder nicht. Der Kampf um Mittel der Bedürfnisbefriedigung (Reichtum) und um Macht und Herrschaft sind wenigstens vorerst ein Faktum. Nicht behauptet ist damit, es handele sich um unüberholbare Konstitutiva der menschlichen Natur, und ebensowenig, der Gedanke einer Gesellschaft ohne jenen doppelten Kampf und in diesem Sinn konfliktfreien, befriedeten Gesellschaft sei blanke Illusion. Auf der anderen Seite ist die Feststellung trivial, daß Konflikte allemal etwas bewegen und insofern Motor sind. Eine solche Auskunft bliebe weit hinter der mit unserem Thema gestellten Problematik zurück. Es gibt auch, um im Bild zu bleiben, eine Bewegung im Leerlauf — ohne Fortkommen.

Zur Debatte steht offensichtlich die mögliche Bewegungsfunktion im Sinn von Weiterentwicklung. Was das heißt, läßt sich im wissenschaftlich-technischen Betracht recht leicht ausmachen — aber darüber hinaus? Marktkonkurrenz und Verteilungskonflikte führen zu Rationalisierungsmaßnahmen. Ist der Effekt nun zu begrüßen oder nicht? Waren die Konflikte also produktiv bzw. haben sie eine produktive Lösung gefunden? Was den technischen Fortschritt und den erzielten Output betrifft, ist das unzweifelhaft, aber haben sie human und sozial gesehen womöglich nicht eher den Effekt einer Fahrt im Rückwärtsgang? Legt man die geläufige Unterscheidung von technisch-instrumentellem Handeln und kommunikativ-praktischem Handeln an, dann muß die Frage nach dem Bewegungspotential der Konflikte als Frage nach dem Lernerfolg in dieser doppelten Hinsicht gestellt werden. Wir sind mittlerweile an einem Punkt ange-

3. Der Sinn von Bewegung und Entwicklung

Zum Beispiel:
die Militärtechnologie

langt, wo uns technischer Fortschritt nicht per se auch als ein menschlich-sozialer gilt. Welchen Lernerfolg hat der Fortschritt etwa in der Militärtechnologie gebracht? Bezogen auf den Ost-West-Konflikt könnte man sagen, die Ungeheuerlichkeit der erreichten Bedrohung hat uns bald 40 Jahre Frieden beschert; man könnte aber auch sagen, der Konflikt und die durch ihn angetriebene Technologie haben die Gefahr der Selbstvernichtung der Gattung akut gemacht. Nicht nur das letztere, auch das erstere kann schlechterdings nicht als ein Lernen, als eine produktive Konfliktbewältigung angesehen werden. Das System wechselseitiger Abschreckung hat lediglich Aggressionspotentiale gebunden, nicht etwa abgebaut. Verlässliche institutionelle Regelungen für Konflikte und ein neues, fortgeschritteneres Niveau internationaler Verkehrsformen hat es nicht hervorgebracht.

Haben-Wollen und
Machtstreben —
nicht die alleinigen
„Motoren“

Auf die implizite Frage der Überschrift läßt sich allem nach nicht mit einem einfachen Ja oder Nein antworten. Soziale Konflikte gibt es in jeder Dosierung, angefangen bei vernachlässigbaren, harmlosen bis hin zu überlebensgefährlichen, und auf allen Ebenen von der Zweierbeziehung bis zum Weltmaßstab. Fern davon, Konflikte generell als zerstörerisch zu verteufeln, verbietet sich andererseits, Konflikte als die Energiequelle des gesellschaftlichen Lebens, als den Motor der Entwicklung schlechthin hochzuloben. Eine solche Theorie geht von einer Auffassung von Mensch und Gesellschaft aus, die beides ausschließlich unter den Vorzeichen des Haben-Wollens und des Strebens nach Macht sieht. Die Theorie sitzt damit lediglich einem charakteristischen, vielleicht dem bestimmenden Zug des modernen westlichen Selbst- und Gesellschaftsverständnisses auf. (Wie wäre es im übrigen, wenn nicht der Widerstreit jener Strebensziele, sondern die Gesetzmäßigkeiten der Kapitalverwertung den entscheidenden Motor der „Entwicklung“ in Gesellschaften unseren Typs darstellten und die zentralen Konflikte nur die Auswirkungen jener ökonomischen Prozesse wären? — eine Frage, die hier unerörtert bleiben muß, so gewichtig sie ist.)

Vorrang
ästhetischer und
expressiver
Kompetenzen

Die Annahme, ohne Konflikte der besagten Art gäbe es nur Stillstand, erkennt die Potentiale, die in anderen Kräften und Kompetenzanlagen der soziokulturellen Natur des Menschen liegen. Unseres Erachtens gilt es, gegen die modern-bürgerliche Verengung die kommunikativen und nicht zuletzt die ästhetischen und expressiven Kompetenzen zu entdecken und zu entfalten und als Motor der Gesellschaft zu entwickeln. Das kann im engen Rah-

men unseres Beitrags nur als weiterführender Ausblick angedeutet werden.

4. Konflikte als Lernchancen

Konflikte sind nicht mehr, aber auch nicht weniger als Chancen, daß technisch und praktisch-kommunikativ gelernt wird, wobei in letzterer Hinsicht sicherlich der größere Nachholbedarf besteht. Ob gelernt wird oder nicht, hängt nicht so sehr von den Konflikten als solchen ab, sondern zuvörderst von der Art und Weise, in der mit diesen umgegangen wird. Es gibt unproduktive Weisen wie den Einsatz blanker Macht und Gewalt, wie Bewußtseinsmanipulation, ideologische Verschleierung (z. B. Gemeinschaftsideologie), alle möglichen Formen der individuellen und kollektiven Konfliktabwehr (vom Alkoholismus bis zu rassistischen Sündenbocktheorien), Umleitung von Konflikten (siehe Gewalt im Fußballstadion) usw.

Konfliktbewältigung in kreativer Phantasie

Weiterführende Weisen der Konfliktbearbeitung und -bewältigung liegen in der Richtung, die mit den Schlagworten kommunikative Verständigung, Solidarität und kreative Phantasie angezeigt ist. Diese in letzter Zeit viel beschworenen Worte stehen allerdings in der Gefahr, vom Nebel einer neuen Romantik umschwabbert und verzerrt zu werden und selbst zu einer Form von Konfliktverdrängung zu geraten statt die Realität zu befördern. Es kommt darauf an, daß diese Leitlinien nicht im Bereich der personalen Beziehungen und des Gefühlsmäßigen stecken bleiben und bloß kleingruppenhafte Sonderwelten stiften; es kommt darauf an, daß sie institutionelle Gestalt gewinnen auf allen Ebenen des Sozialen. Das aber bedeutet politische Arbeit, nicht Glück im Winkel, und verlangt zugleich dann doch Konfliktfähigkeit und selbst — im äußersten Fall — Kampf. Verständigung und Solidarität als Lebensform ohne die Bereitschaft, Konflikten nicht auszuweichen, sondern sie durchzuhalten, endet bestenfalls im Mit-Leiden und im Martyrium. Vom Blut der Märtyrer um des Glaubens willen hieß es, es sei der Same, aus dem die Kirche erwachse. Man sollte sich indes nicht darauf verlassen, daß das Blut der Märtyrer um der Humanität und des guten Lebens willen ebenso der Same ist, aus dem dieses gute und gerechte Leben wie von selbst entspringt. Solange eine solche Verheißung uns nicht gegeben ist, bleibt uns nur der schwierige und des Schuldigwerdens stets ausgesetzte Weg des Zugleichs von Verständigungs- und Konfliktbereitschaft. Was das im jeweiligen Handlungs- und Problemzusammenhang konkret besagt, kann nicht am Schreibtisch vorentschieden werden.